

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang

34.

Dienstag, am 19. März 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

### Die Rückkehr ins Vaterland.

(Frei nach Beranger.)

Wie theilst du so langsam die Welle,  
O Schiff, das mein Loos jetzt umschließt;  
Wie schleichst du so langsam zur Stelle,  
Die seufzend mein Herz schon begrüßt!

O Vaterland!

Geliebter Strand!

Schon hundert Male wähnst' ich dich zu sehen.

Führ', schneller Wind,

Uns hin geschwind,

Wo meine Wünsche sich ein Grab erschlehen.

Endlich ruft's an Schiffes Rand:

Land dort, Land! O selige Stunden!

Alle Leiden sind verschwunden:

Sei gegrüßt, mein Vaterland!

Dort winkt mir der sichere Hafen,

Dort winkt mir der heimische Strand,

Wo der Kindheit Freuden mich trafen,

Wo, ach! meine Jugend entschwand.

O Vaterland!

Geliebter Strand!

Jetzt endlich, endlich, kann ich dich erreichen.

Ich seh' den Rain

Des Dörfchens mein,

Ich seh' den Rauch von unsern Dächern steigen.

Hier der ersten Liebe Band — —

Mutter wartet alle Tage — —

Poche, Herz, im raschern Schlage!

Sei gegrüßt, mein Vaterland!

Ach fern von den heimischen Pfaden

Entführte mich Unbestand

Zu weitentleg'nen Gestaden,

Wo reichere Länder ich fand.

O Vaterland!

Geliebter Strand!

Gott schenke dir solch' Stück zum Eigenthume!

Es glänzt das Jahr

Dort immerdar

Im Schmuck der süßen Frucht, der duft'gen Blume.

Welke Jugend träumt' am Strand

Dort von deiner Zone Kindern,

Sehnte sich nach deinen Wintern — —

Sei gegrüßt, mein Vaterland!

Dort hatte ein Weib mir gefallen,

Dort bot man mir Schätze und Macht,

Trog des Blutes feurigem Wallen

Hab' ich Alles zum Opfer gebracht.

O Vaterland!

Geliebter Strand!

Wie manche Lust, um dich zu seh'n, gemieden!

Will immerdar

An Schätzen bar

Das Alter mir der Liebe Süße bieten,

Soll mein Herz am heim'schen Strand  
Die Erinnerung noch tragen,  
Sonnenschein den alten Tagen.  
Sei begrüßt, mein Vaterland!

Vertrieben zu wilden Barbaren,  
Erhoben zu Herrschermacht,  
Verscheucht' ich der Feinde Schaaren,  
Ein Sieger in mancher Schlacht.

O Vaterland!

Geliebter Strand!

Es seufzt dein Land noch unter Feindes Grimme;  
Nicht Ruhmes-Pracht,  
Nicht Sieges-Macht

Erstickten des bedrängten Volkes Stimme.

Arm, doch standhaft, hin zum Strand

Eilt' ich heim aus fernen Staaten;

Wartet mein auch Grab und Spaten.

Sei begrüßt, mein Vaterland!

Bei des Schiffsvolks fröhlichem Lachen  
Schon nähert das Schiff sich dem Strand.

Auf, auf! In dem engen Rachen

Du, führe uns, Schiffer, ans Land!

O Vaterland!

Geliebter Strand!

O sah'n dich alle deine Söhne wieder!

Setz komm' ich an,

Und himmelan

Steigt mein Gebet, ich kniee vor Ihm nieder.

Dich umfass' ich, heim'scher Strand!

Gott! Wie groß die Qual der Ferne!

Nunmehr, Himmel, sterb' ich gerne!

Sei begrüßt, mein Vaterland.

J. E. Hartmann.

## Die spanische Furie zu Antwerpen (4. November 1576).

Von

O. v. C. W.

Die Provinzen Holland und Seeland hatten die Waffen ergriffen gegen den Erbherrn der Niederlande, König Philipp II. von Spanien, welcher durch Einführung der spanischen Inquisition und anderer monarchischer Institutionen, die der Verfassung zuwider waren, das Volk unterjochen wollte. An der Spitze des Aufstandes stand der talentvollste und edelste Demagog, den

es jemals gegeben, der große Prinz Wilhelm von Dranien. Vergeblich sandte Philipp den grimmigsten Kettenhund seiner Krone, den entsetzlichen Herzog von Alba, gegen die Insurgenten. Seine Grausamkeit schürte das Feuer der Empörung nur zu helleren Flammen.

Alba wurde endlich abgerufen und Don Requesens an seine Stelle gesetzt. Er führte den Krieg nicht unglücklich und es würde ihm vielleicht gelungen sein, durch seine überwiegende Macht die Holländer und Seeländer zu besiegen, wenn nicht Geldmangel fortwährend seine Unternehmungen gehemmt hätte. Philipp II. hatte ungeheure Einkünfte von seinem unermesslichen Reiche, in welchem „die Sonne nie unterging“; allein seine Finanzverwaltung war so schlecht, daß er nicht nur große Schulden hatte, sondern sich gezwungen sah, zu den gemeinsten Betrügereien seine Zuflucht zu nehmen, die ihm allen Credit raubten. Der niederländische Krieg hatte ihm schon gegen vierzig Millionen Piaster gekostet, und gerade als zu seiner Fortführung das meiste Geld gebraucht wurde, stockten sämtliche Hilfsquellen. Requesens wußte nicht Rath zu schaffen. Die spanischen Soldaten, denen man nicht den Sold bezahlen konnte, weigerten sich zu kämpfen und suchten sich durch Brandschakungen und Plünderungen der Unterthanen des Königs für ihre Forderungen schadlos zu halten.

Die Holländer und Seeländer, die größtentheils der reformirten Lehre anhängen, kämpften für ihren Glauben, der indessen den Einwohnern der funfzehn andern niederländischen Provinzen, in welchen der Katholicismus bei weitem das Uebergewicht hatte, ein Gräuel war. Waren diese Provinzen auch mit den Bedrückungen der spanischen Regierung höchst unzufrieden, so waren sie doch bis dahin noch dem Könige treu. Das einzige Band, welches sie mit den im Aufstande begriffenen Provinzen verband, war der gemeinsame Haß gegen die Spanier und besonders gegen die spanischen Soldaten, welche nun schon seit zehn Jahren dem Lande zur Last fielen und die Einwohner, gleichviel ob Anhänger des Königs oder nicht, auf die unerhörteste Weise bedrückten und plünderten.

Ein gemeiner spanischer Reiter wollte bedient sein wie ein Prinz. Während der Niederländer,

bei welchem er im Quartier lag, mit seiner Familie darbt, verlangte er auf seiner Tafel stets mehrerlei Braten, zweierlei Sorten Wein, feines Obst und kostbare Leckereien. Seine Hunde mußten mit Weißbrot gefüttert und die Hufe seines Pferdes mit Wein gewaschen werden.

Als Don Requesens im Frühjahr 1576 unvermuthet starb, hatte der Geldmangel der spanischen Regierung den Gipfel erreicht. Man schuldete den Truppen den Sold für zweiundzwanzig Monate. Sie ließen sich weder durch Versprechungen noch Drohungen ferner beschwichtigen, sondern schwuren bei allen Heiligen, daß sie sich das Geld holen würden, gleichviel wo sie es fänden. Dreitausend von ihnen nahmen die auf halbem Wege zwischen Brüssel und Gent liegende Stadt Alost in Flandern ein und brandschatzten von hier aus mehr als einhundertundsiebenzig flandrische Dortschaften.

Der Staatsrath, welcher einstweilen im Namen des Königs die Regierung des Landes übernommen hatte, sah sich genöthigt, sämtliche spanische Soldaten für Feinde des Landes und in die Acht zu erklären. Diese rasche Maßregel hatte die traurige Folge, daß sich fast sämtliche nicht niederländische Söldlinge des Königs vereinigten und das Land sengend und plündernd durchzogen. Die neuangeworbenen Truppen, welche der Staatsrath gegen sie ausschickte, wurden überall geschlagen. Die Empörer nahmen Maastricht und mordeten und plünderten hier auf entsetzliche Weise. Ihr ganzes Bestreben war es, eine der reichsten Städte der Niederlande in ihre Gewalt zu bekommen und hier von den getreuen Unterthanen des Königs den Sold zu erpressen, welchen dieser ihnen schuldete. Ein besonderes Gelüste hatten sie nach Antwerpen.

Antwerpen war am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die reichste und üppigste Handelsstadt Europa's. Die Beschreibung, welche die alten Geschichtschreiber von dem dort herrschenden Glanze und Reichthum machen, klingen fast wie Märchen der tausend und einer Nacht. Die reichen Kaufherren übertrafen Fürsten an Ueppigkeit und Pracht. Venedigs und Genua's Glanz verschwindet vor dem der Scheldestadt. Antwerpen machte in einem Monate mehr und größere Handelsgeschäfte, als Venedig in zwei ganzen

Jahren während seiner höchsten Blüthe. Fünfhundert Segel liefen täglich im Hafen von Antwerpen aus und ein; ja an Markttagen stieg diese Zahl oft bis neunhundert. Zweitausend Frachtwagen und gegen zehntausend Bauernwagen rollten täglich durch die Thore. Die herrlichsten Gebäude schmückten diese Stadt, in deren Händen sich damals der Welthandel befand. Antwerpens Wohlstand hatte durch die Religionsverfolgungen unter Herzog Alba gelitten und die Erbauung einer starken Citadelle, von welcher man die Stadt jeden Augenblick beschießen konnte, hatte viele angesehenere Haushälter veranlaßt, ihre Comptoire in andere Städte zu verlegen; allein Antwerpen war noch immer reich genug, die Habgier selbst eines großen Heeres zu befriedigen.

Die von der Stadt getrennte Citadelle hielten Spanier unter dem Obersten Don Sancho d'Avila besetzt. Dieser berief alle anderen spanischen Anführer und die empörten Truppen zur Plünderung Antwerpens zu sich. In der Stadt war eine ziemlich starke Besatzung von Deutschen, welche der Regierung noch Gehorsam leisteten. Ihre Zahl wurde noch durch Fürsorge derselben mehr als verdoppelt, als man die schändlichen Absichten der auf der Citadelle versammelten Spanier kannte. Der Gouverneur der Stadt hatte außerdem noch einen Theil der Bürger bewaffnet und sämtliche Einwohner aufgefordert, an einer Schanze zu helfen, durch welche die fehlende Stadtmauer, nach der Seite der Citadelle zu, ersetzt werden sollte. Zehn- bis zwölftausend Menschen leisteten dieser Aufforderung Folge und trotz der Kugeln, welche von der Citadelle auf die Arbeitenden herabregneten, war das Werk am Vormittag des 4. Novembers 1576, der ein Sonntag war, vollendet und Alles zur Vertheidigung bereit.

Die Zahl der auf der Citadelle versammelten Spanier und ihrer Verbündeten belief sich auf etwa fünftausend Mann. Noch am Vormittage waren zweitausend Spanier von Alost eingetroffen, angeführt von dem aus ihrer Mitte gewählten Anführer oder Cletto. Diese wilde Schaar war die ganze Nacht marschirt, allein so begierig nach der Plünderung, daß sie die bereit stehenden Speisen unberührt ließ und mit Ungestüm verlangte, sogleich gegen die Stadt geführt zu wer-

den. Jeder von ihnen schwur bei seinen Heiligen, daß er die nächste Mahlzeit entweder im Paradiese oder in Antwerpen halten wolle.

Bald nach Mittag fiel die Zugbrücke der Citadelle und die mordbegierigen Schaaren quollen aus dem Thore hervor. An der Contrescarpe des Grabens stellten sie sich in Schlachtordnung und fielen ihrem Gebrauche gemäß auf die Kniee, die heilige Jungfrau um das Gelingen ihres Unternehmens ansehend. Sobald sie sich erhoben, stürzten sie in drei Colonnen gegen die Schanzen zum Angriff. An der Spitze schritt der tapfere Eletto, der Empörer von Alost. In der Hand schwang er eine Kreuzesfahne mit dem Bildniß der Jungfrau Maria.

Der unwiderstehlichen Tapferkeit dieser alten, kampfgeübten Schaaren mußten die Bürger und die neuangeworbenen Soldaten der Regierung weichen. Die Schanzen wurden genommen und unaufhaltsam drangen die Spanier in die Straßen, begünstigt durch den Verrath eines deutschen Hauptmanns von der Besatzung, der mit vier Compagnien zu den Plünderern überging.

Die Bürger leisteten an manchen Orten tapfern Widerstand, besonders auf dem Markte, wo sie das herrliche Rathhaus und die umliegenden Häuser vertheidigten. Die Spanier hatten aber ihre Dirnen und Troßbuben mitgebracht, welche Bündel Holz und Stroh trugen. Sie befahlen diesen, das Rathhaus in Brand zu stecken, und bald loderten die Flammen gen Himmel. Ein Theil der tapfern Bürger verbrannte; Andere stürzten sich verzweiflungsvoll zu den Fenstern hinaus und wurden von den Speißen der unten stehenden Feinde aufgefangen.

In den Straßen wüthete der Mord. Die Besatzung, die wegen des Verrathes der Deutschen völlig den Muth verlor, floh nach allen Richtungen und wurde ohne Gnade niedergemacht. An manchen Orten thürmten sich die Leichen zu hohen Haufen und das Blut überrieselte das Pflaster. Was dem Schwerte entging, wurde in das Wasser gejagt und gegen Abend waren die Spanier Meister der Stadt.

Nun begann erst das Fest für die Soldaten, die Plünderung. Die Feder sträubt sich, die Gräucl zu schildern, die hier verübt wurden. Weder Greise, noch Weiber oder Kinder wurden

verschont. Säuglinge wurden vor den Augen der Eltern gemartert, um nur von diesen die Orte zu erfahren, wo sie ihre Schätze verborgen hatten. Die Habsucht machte die Spanier blutigieriger und grausamer als Tiger. Mädchen und Frauen hing man an den Händen, an den Füßen, ja an den Brüsten auf und brannte sie mit Fackeln unter die Achseln und Fußsohlen. Man nahm sich gar nicht die Mühe, die so mißhandelten Menschen zu tödten, sondern warf sie zu den Fenstern hinaus auf die Straße, wo sie von den Hufen der Pferde zertreten wurden.

Es ist unmöglich und würde auch ein trauriges Geschäft sein, alle Gräuelszenen zu schildern, die in dieser schrecklichen Nacht stattfanden, und nur eine will ich dem Leser vorführen.

Eine der schönsten und reichsten Jungfrauen Antwerpens war an diesem unheilvollen Sonntage mit ihrem Bräutigam ehelich verbunden worden. Die in die Stadt dringenden Spanier verwandelten das Hochzeitsfest in einen Tag der Trauer und des Jammers. Am Abend, als Mordgeschrei und Getümmel die Straßen erfüllte, saß das betrubte Brautpaar im Kreise einiger Freunde im Hause der Eltern der Braut. Die Hausthür und die Läden waren fest geschlossen, in der Hoffnung, daß die Plünderer vielleicht vorübergehen würden. Plötzlich erschallten Schläge gegen die Thür und raube Stimmen begeherten in spanischer Sprache Einlaß. Die zitternde Braut fiel ihrem Geliebten weinend um den Hals und alle Anwesenden erblickten. Man eilte den trotzig Spaniern zu öffnen, um sie nicht zu reizen, und bereitwillig wurden alle Schränke und Kasten aufgeschlossen.

Ein spanischer Hauptmann hatte sich das stattliche Haus zur Beute ausersehen. Dieser Hauptmann war eine lange, hagere Gestalt mit einem scharfgezeichneten, fast schwarzgelben Gesichte, welches durch einen kohlschwarzen, struppigen Schnauz- und Kinnbart und durch starre, dünngefäete Haare, die aber fast bis zum Gürtel herabfielen, durchaus nichts an Anmuth gewann. Die kleinen schwarzen Augen funkelten unheimlich unter dem schwarzen, spanischen Hute hervor, von dem eine lange, blutrothe Feder herabfiel. Das Unterwams und die kurzen Beinkleider waren von schwarzer Seide; das Ueberwams

mit herabhängenden Aermeln von blutrothem Sammet, welches auch die Farbe der Strümpfe war, die durch reichgestickte und goldbefranzte, große schwarze Schleifen gehalten wurden. In der magern Rechten trug dieser entsetzliche Mensch einen langen, spitzigen Degen und die Linke stützte sich auf ein starkes Rohr mit goldenem Knopfe.

Als der Hauptmann an der Spitze seiner rohen, blutbesudelten Gefellen in das mit allem Luxus des Reichthums geschmückte Zimmer trat, gaben die Anwesenden bei diesem Anblick jede Hoffnung auf.

„Euer Geld!“ brüllte der Hauptmann mit einem furchtbaren spanischen Fluche, indem er mit seinem Stocke auf den Boden stieß und seinen Leuten winkte, die auf jede seiner Bewegungen Achtung gaben, wie wohl dressirte Hunde auf ihren Herrn. In einem Nu war der Bräutigam niedergestossen, der sich schützend vor seine junge Gattin gestellt hatte. Dasselbe Schicksal theilten alle männlichen Gäste. Mit einem Schrei des Entsetzens flüchtete das arme Mädchen auf den Schoos ihrer Mutter, welcher eine wohlthätige Dhytmacht die Besinnung geraubt hatte.

Mit lüsterner Begier hafteten die stehenden Blicke des erfahrenen Wüstlings auf den Reizen der kostbar geschmückten Braut, und er beschloß, sie als Zeitvertreib für ruhigere Stunden aufzubewahren. Sein Wink gebot einem seiner Leute, das zitternde Mädchen dem Schooße der Mutter zu entreißen. Diesen Anblick konnte der unglückliche Vater nicht ertragen. Wie sinnverwirrt hatte er unbemerkt seitwärts gestanden und den Mord seines Schwiegersohnes und seiner Hausfreunde mit angesehen; als er aber sah, wie blutige Soldatenhände mit roher Lust sich nach seinem Kleinod, seinem einzigen Kinde ausstreckten, welches er von Jugend auf gehegt wie sein Auge, da erwachte er aus seiner Apathie, und mit Löwengrimm stürzte er auf den Angreifer seiner Tochter. Die Finger der linken Hand gruben sich tief in das Auge des Feindes, während er dessen Schulter mit seinen Zähnen faßte und ihm mit der rechten Hand ein Messer in den Rücken stieß. Der Spanier sank todt zur Erde; aber einen Augenblick darauf lag auch der verzweifelte

Vater von mehr als zwanzig Stichen durchbohrt zu den Füßen seiner Gattin und Tochter.

Die halbentseelte Braut ließ der Hauptmann nach der Citadelle bringen und dort in seinem Zimmer einschließen. Ihre Verzweiflung vermag keine Feder zu schildern. Sie raufte ihr Haar, sie rang ihre weißen Hände und rannte sich die Stirn an der Wand blutig; sie wollte zum Fenster hinauspringen und ihrem Leben ein Ende machen, aber ach! es war vergittert. Erschöpft sank sie zu Boden, Gebete um Erlösung, und sei es durch den Tod, gen Himmel stammelnd. In diesem trostlosen Zustande verging eine Stunde nach der andern in schrecklicher Angst. Plötzlich hört sie die Stimme ihres Henkers vor der Thür; ihre Verzweiflung wird Raserei; sie schlingt ihre lange goldene Kette um den Hals und will sich damit erdroffeln, als sie durch den eintretenden Hauptmann daran verhindert wird. Sie wirft sich dem Spanier zu Füßen und beschwört ihn bei dem Allmächtigen, ihrer zu schonen. Dem finstern, durch die Blutarbeit ermüdeten Wüstling scheint das entstellte und jammernde Mädchen ein schlechter Zeitvertreib. Giftig reißt er ihr den kostbaren Schmuck und selbst die Kleider herab, so daß die schöne Jungfrau nackt und zitternd vor Kälte und Furcht vor ihm dasteht. Er weidet sich an dem Anblick, der Teufel zu Thränen rühren würde, und findet ein grausames Wohlbehagen darin, den sammetweichen, herrlichen Leib mit Ruthen so lange zu peitschen, bis auch kein Fleckchen mehr d'ran ist, welches nicht blutete. In diesem elenden Zustande jagt er das arme, mißhandelte Mädchen hinaus in die kalte Novembernacht und zurück in die brennende Stadt. Ein halbtrunkener Spanier, dessen Faust ein barmherziger Genius lenkt, durchsticht die Aermste mit seinem Schwerte und wirft sie todt in die Gasse. —

Am andern Tage dauerte die Plünderung fort. Die Soldaten schonten dies Mal Niemand; sogar die Jesuiten, welche sonst immer von ihnen bevorzugt wurden, mußten ihre Kostbarkeiten herausgeben; Weltgeistliche behielten nur gegen ein hohes Lösegeld das Leben. — Eine ebenso seltsame als einträgliche Speculation machte bei dieser Gelegenheit ein spanischer Hauptmann, welcher sich das Gefangenhäus, den Stein, zur

Beute ausersehen hatte. Alle darin sitzende Gefangene, gleichviel ob Criminalverbrecher oder böse Schuldner, ließ er gegen ein Lösegeld frei. Natürlich eilten die Freunde und Verwandten der Gefangenen herbei, um diese Gelegenheit zur Befreiung ihrer Angehörigen zu benutzen, und der Hauptmann erwarb auf diese Weise große Summen.

Die Stadt bot am andern Tage einen sehr betrübenden Anblick dar. Das schöne Rathhaus war bis auf die Mauern ausgebrannt und der reichste und schönste Theil der Stadt, welcher fast durchgängig aus prachtvollen, von weißen behauenen Steinen erbauten Häusern bestand, lag in Asche. Auf den Straßen lagen die Leichen haufenweis und auf dem Markte sah man viele Deutsche, die in ihren Rüstungen fast gebraten waren. Die Zahl der Todten, die man auf den Straßen fand, belief sich auf zweitausendfünfhundert; fast ebenso viel Ertrunkene zählte man und außerdem fanden noch eine Menge Leute in den brennenden Gebäuden ihr Ende. Die Spanier verloren nur etwa zweihundert Mann. Trotzdem, daß es den Bürgern gelang, sehr bedeutende Summen zu verbergen, so belief sich doch die Beute der Spanier auf zwei Millionen Kronen baar Geld, und den Werth der aus den Läden der Goldarbeiter, aus den Kirchen und Häusern geraubten goldenen und silbernen Geschirre rechnet man ebenso hoch. Der ganze Schaden, den Antwerpen durch diese Plünderung an baarem Gelde, Waaren und Gebäuden erlitt, wurde auf achtundzwanzig Millionen Gulden geschätzt; eine für jene Zeit ganz unerhörte Summe.

Die nun plötzlich so reich gewordenen Soldaten, welche ihr Geld nicht zu benutzen wußten, da sie nicht gleich aus Antwerpen hinaus konnten, vergeudeten es auf die unsinnigste Weise. Die Börse wurde zum Spiele umgeschaffen und gemeine Soldaten sah man hier im Würfelspiel an einem Tage zehntausend Kronenthaler verlieren. — Daß sich übrigens die Bürger alle mögliche Mühe gaben, den Soldaten auf die verschiedenste Weise das geraubte Geld wieder abzujagen, bedarf keiner Versicherung. Am besten gelang dies den Goldschmieden. Viele Spanier, die ihre Schätze in Sicherheit bringen wollten, ließen sich aus dem erbeuteten Golde massive Dolch- und Schwert-

griffe, Helme, ja ganze Rüstungen machen, welche, um ihren Werth zu verbergen, mit einem schwarzen Firniß überzogen wurden. Die Goldarbeiter nahmen dabei ihren Vortheil wahr und versetzten das erhaltene Gold zur Hälfte mit Kupfer.

Diese Plünderung, welche mehrere Tage dauerte, wurde von den Antwerpnern die spanische Furie genannt. Sie gab dem Wohlstand und dem Handel der Stadt einen harten Stoß, denn seitdem konnte sie sich nicht wieder zu der früheren Höhe emporschwingen, sondern gerieth nach und nach immer mehr in Verfall.

## Correspondenz-Nachrichten.

Aus Königsberg im December 1843.

Königsberg, diese alte, wunderliche Stadt, welche sich immer auf so markante Weise in die Geschichte des deutschen Geistes einführt und immer durch eine neue Seite ihres im beständigen Bildungsprozesse begriffenen Lebens überrascht, in neuester Zeit aber sich vorzüglich der Pflege des politischen Fortschrittes zuwandte, ist eigentlich nur im Winter eine Stadt. Im Sommer ist es ein Handelsplatz; alles Leben beschränkt sich auf die Speicher-Quartiere, Ladungs-Plätze und Comptoirs; die Crème der Gesellschaft aber flüchtet sich in's Freie, an den Strand, auf die Güter. Was zurückbleibt, ist nur ein trauriges Residuum von Arbeits-Sclaven und Armen. Im Sommer weiß man auch nichts von Politik; nur die Russen, welche hier durch- und nach den deutschen Bädern reisen, mahnen daran, daß Königsberg hauptsächlich die Mission hat, gegen diese gefährliche Nachbarschaft stets auf der Huth zu sein — durch starkes politisches Bewußtsein. Uebrigens ging früher die eigentliche russische Heerstraße über Warschau; seitdem aber in Posen der famose Schuß gefallen ist, haben wir häufiger das Glück, auch die höchsten Herrschaften hier durchpassiren zu sehen, und unser derzeitiger Theater-Director, Hr. Ties, bekommt dadurch Gelegenheit, eingedenk der freundlichen Verhältnisse, in welchen er früher, ein anderer Kogebue, zu russischer Diplomatie und Polizei stand, seine Sympathien an den Tag zu legen.

Im Winter kehrt aber Alles wieder nach der Stadt zurück; das geschäftige Treiben, welches sich im Sommer nach der Peripherie zog, wendet sich wieder dem Mittelpunkte zu. Die verschiedenen Kasten, in welche sich das hiesige Gesellschaftsleben vertheilt, öffnen ihre Vergnüs-

gungsräume; die Börsenhalle, die deutsche Gesellschaft, die Bürger-Ressource, die Harmonie und wie diese Gesellschaften alle heißen, werden lebendig; das Theater, welches jeden Sommer sich auflöst, hat sich neu rekrutirt; Concerte jagen einander und öffentliche Vorlesungen, wofür die Königsberger große Neigung zeigen, werden angekündigt. Auch Walebrode steht im Begriff, einen neuen Cyclus seiner humoristischen Vorlesungen anzukündigen; es steht aber zu bezweifeln, ob er die Erlaubniß dazu erhalten wird. Er ist auf Grund der letzteren, welche auch im Verlag des liter. Comptoirs zu Zürich im Druck erschienen sind, zur Untersuchung denunciirt worden, und obwohl, wie man hört, das hiesige Oberlandesgericht sich bis jetzt geweigert hat, dieselbe einzuleiten, wird es sich doch am Ende dem Auftrage nicht entziehen können. Die Politik aber, obwohl durch den neuen Sensor, Hrn. v. Rondova, in ihrem Zeitungsfluge aufgehalten, hat sich wieder bei dem Conditior Siegel zu Kaffee geladen. In diesem kleinen Locale, wo der stärkste Kaffee und die stärksten Grundsätze geschenkt werden, finden sich des Nachmittags noch immer die „Königsberger Judenjugend“ ein, wie die gute Presse unsere Liberalen bezeichnet, und wenn sie auch nicht mehr so guten Muthes, wie früher, die inländischen Zustände zum Fortschritt anleiten dürfen, lebt doch in ihnen die ehrenfeste Gesinnung fort. Siegel ist unser Königsberger Stehbel; aber es herrscht hier eine weit entschiedener Meinung-Ruance, in welcher die Friedensstimme aus Ost-Preußen keine Stimme hat.

Da man übrigens nicht über Politik schreiben darf, wird um so mehr über das Theater geschrieben, und der arme Liez muß die Inconvenienzen der Censur büßen, welche in Betracht aller, die Politik nicht berührenden Dinge mit großer Liberalität geübt wird. Daher kommt es auch, daß die kleinen Provinzialblätter, bei aller oft tadelnswerther Indiscretion, sich hier einen bedeutenden Einfluß verschaffen können. Niemand ist sicher, ihnen einmal zum Thema der Besprechung zu dienen, und da unser Publikum außerordentlich neugierig und in demselben Grade klatschhaft ist, bleibt selten etwas verschwiegen. Wie denn diese Blätter dadurch eine gute Vorbereitungschule sind, um eine künftig einmal zu gewährende Pressfreiheit zu benutzen und ohne Aerger zu ertragen, anticipiren sie auch bereits manchmal die guten Früchte dieser letztern. Viele Mißbräuche in der Justiz und den Administrationen sind dadurch zur Sprache gekommen und haben Verbesserungen herbeigeführt, Handlungen einzelner Beamten sind darin gerügt worden und dadurch zur Kenntniß der vorgesetzten Behörden gelangt, welche, was ihnen nur zur Ehre gereicht, diese öffentlichen Stimmen niemals ignoriren. So Mancher greift mit Herzklopfen nach dem „Elbinger Anzeiger“, dem „Braunsberger Kreisblatt“, dem „Königsb. Freimüthigen“, in der Besorgniß, eine öffentliche Anklage darin zu finden, welche das beliebte Vertuschen unmöglich macht. Nur den höchsten Behörden ist es erlaubt, die öffentliche Stimme, wenn sie auch

mit Posaunenschall rief — nicht zu hören, und so ist es denn auch der „evangelischen Kirchenzeitung“ gelungen, ihren Schübling Hävernitz festen Fuß gewinnen zu lassen. Es ist bekannt, daß dieser Mann Jahre lang seinen Professors-Gehalt bezog, ohne einen einzigen Zuhörer zu erhaschen, wie vielerlei Mittel man auch angewandte, um ihn — unumgänglich zu machen, und es bleibt Jedem überlassen, ob er dieses Anklammern an den Katheder, welchem die Jugend den Rücken wandte, eine edle Standhaftigkeit nennen will. Jetzt aber hat sich nach langen vorhergehenden Verhandlungen Herr v. Vengerke bewegen lassen, seine theologische Professur mit der philosophischen zu vertauschen, und es bleibt nun den Studirenden nichts weiter übrig, als sich die Haare christgläubig hinter das Ohr zu kämmen und den Offenbarungen des Hrn. Prof. Hävernitz zu lauschen.

Schade, daß dieses Factum nicht vor der Zeit der letzten Landtags-Verhandlungen sich ereignete, dann hätte die bekannte Petition für Gewissensfreiheit ein gewaltiges Fundament mehr gehabt.

Anderer Unglücksfälle haben sich im Laufe dieses Monats leider noch mehrere ergeben, da wir Wochenlang, wie dies seit Menschengedenken nicht erhört ist, von den heftigsten Stürmen heimgesucht wurden. Eine Menge Schiffe sind zu Grunde gegangen, worunter das Königsberger Schiff, „der Courier“, welcher auf der Rheide von Pillau strandete, unter Umständen, welche dieses Unglück wahrhaft herzbrechend machten. Feuer- und Wassergefahr bedrohte uns zu gleicher Zeit und durch die anhaltend schlechte Witterung sind die Landwege fast unfahrbar geworden, so daß die Communication mit dem platten Lande aufs Aeußerste erschwert ist. Hierdurch werden denn die Ergötzlichkeiten der Weihnachtszeit, welche ziemlich charakteristisch sind, bedeutend getrübt. Weihnachten ist nämlich die Zeit, wo unsere Conditoren den weltberühmten Marcipan siedend und damit die zum Theil gar bitteren Pillen versüßen, welche von Königsberg aus in die Welt geschickt werden.

Es giebt Kaufleute, welche für mehrere Hundert Thaler von diesem vortrefflichen Erzeugniß der Kuchenbäckerei an ihre auswärtigen Geschäftsfreunde zum Geschenk versenden; selbst die Kaiserin von Rußland bezieht alljährlich um Weihnachten von dem hiesigen Conditior Feige einen großen Tafel-Aussatz von Marcipan.

Dabei eröffnen unsere Zuckerbäcker noch ihre Weihnachts-Ausstellungen: und wie in den katholischen Ländern um diese Zeit die Ausstellung der sogenannten Krippel, d. h. Tableaux, in welchen die Anbetung des Kindes in der Krippe gezeigt wird, gebräuchlich ist, so zeigt man hier eine Art kleiner Panoramen, zum Theil mit beweglichen Figuren, verbindet Verloosungen von Marcipan und anderem Zuckerwerk damit, und lockt dadurch große und kleine Leckermäuler zum Besuch an. Ist das Wetter schön, so sieht man die Leute des Abends schaarenweise nach den glänzend erleuchteten Conditoreien wallfahrten, und wie sich die Juden nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurücksehnen, so ergreift den Königsberger, wenn er um diese

Zeit sich in der Fremde befindet, eine wehmüthige Sehnsucht nach seiner Weihnachtsausstellung und seinem Marcipan. Der Marcipan ist unser Schweizer Alphorn,

welches uns in die Heimath ruft: aber dieses treibt das Wasser in die Augen und jenes zieht es im Munde zusammen.

E.

## F e u i l l e t o n .

Die lobhudehenden Monographien über Mitglieder der Dresdener Hofbühne mehren sich. Jetzt ist zu den faubern Lobsalmbücheln über Emil Devrient von Paul Jones ein ähnliches über Fräulein Carol. Bauer von demselben Verfasser erschienen, welches das erstere an fader Lobhudelei und Flachheit des Urtheils, wenn irgend möglich, noch überbietet. Braun von Braunthal hat im Dresdener Anzeiger die Autorschaft hinsichtlich der erstgenannten Broschüre abgelehnt.

19.

• Sinnreicher Druckfehler. In der Kölner Zeitung stand vor Kurzem zu lesen: „Ein Hauslehrer wird gesucht. Meldungen u. s. w.“ Wir meinen, diese Bezeichnung wäre oftmals viel richtiger, als die: „Hauslehrer“, vorausgesetzt, daß man den Namen von der Beschäftigung herleitet, wie Rabener in seinen Satyren die Benennung „Hofmeister“ dadurch erklärt, „daß diese Leute meistens nach dem Hofe hinaus wohnen.“

Die „Signale“ theilen folgendes Verzeichniß von Novitäten mit, welche in der Hofmusikalienhandlung von Stimmgabel und Comp. soeben angekommen sind: Der artige Clavierspieler im Concertsaale, oder Anweisung, das Clavier von hinten — mit den Händen zu spielen und dabei dem Publikum das Angesicht zuzuwenden; nebst einem mechanischen Stuhl. — Zehn Gründe, warum ein Clavier-Virtuos vom General Bass keine Notiz zu nehmen braucht. — 25 fortschreitende Studien für die beiden kleinen Finger, nebst einer linken Daumenfuge, von A. Bierschock. — Die Eisenbahnen in Hinsicht auf Kunst und Virtuosen. Eine unpolitische Broschüre, welche in Oestreich nicht verboten wird. — Complimentirbuch für Componisten und Virtuosen in allen Fällen des musikalischen Lebens. Ein unentbehrlicher Rathgeber vor, bei und nach dem Componiren. Mit einem Anhang über Orthographie. — Die Kunst, zwei Octaven zu spannen und sich doch dabei eine niedliche Hand zu erhalten. (Versiegelt.) — Die Schule des Haarwurfs, für Pianisten. Eine pomadige Abhandlung, mit Kupfern. — Die Arroganz, wo anwendbar und wo nicht? Ein Handbuch für reisende Künstler. — Ueber den Umgang mit Recensenten und Redactoren musikalischer Zeitungen, von Knigge jun. — Darf der Virtuose heirathen? Eine steif broschirte Preisfrage. — Samm-

lung von Album-Miniatur-Musikstücken in allen Dur- und Molltonarten. Namentlich für Virtuosen, die noch nicht componiren können und sich doch auf der Reise in Albums schreiben müssen. — Das Dediciren von Musikstücken in ökonomischer Hinsicht, mit einer Anweisung, in kürzester Zeit einen Orden zu erhalten. (Letztes Exemplar.) — Sinfoneilikon, oder die Kunst, in 24 Stunden die schönsten Beethoven'schen Symphonien zu componiren, von Dr. Drilling. — Die Verbeugung vor dem Concertspiele in naturwissenschaftlicher Hinsicht. Für beide Geschlechter. — Pariser Corset mit Gefühlfedern, durch welche die Sängerin beim Vortrag von Arien an den geeigneten Stellen ohne weiteres Hinzuthun bewegt wird und wackelt. — Die Kunst, als Sängerin mit Gefühl zu wackeln, ohne mechanisches Corset. — Mülzel'sche Miniatur-Metronome, welche als Ohrring getragen werden können. — Recensentenpapier in der Größe von Fünfsthalerscheinen. Ein erprobtes Mittel gegen bissige Recensenten; nebst Gebrauchsanweisung gratis, auf welcher über hundert Attestate reisender Virtuosen abgedruckt sind, die es mit dem besten Erfolge angewendet haben. Auch für Sängerinnen brauchbar. — Tactirstäbe mit Metronomen, welche von selbst dirigiren, sobald sie in eine warme Hand kommen. — Rettungsapparat gegen Concert-Ohrfeigen. — Backenbartkapseln in allen Größen. — Bravo-Bonbons. Beim Zerreißen des Papiers vernimmt man deutlich das Wort „bravo“. Nicht theurer als die gewöhnlichen Bonbons. — Feine, das Wachsen der Finger befördernde Glacéhandschuhe, welche den Händen zugleich einen schönen Geruch mittheilen. Direct aus Paris bezogen. Und dergl. mehr.

Wir lesen in einer Correspondenz aus Dresden über Liszt's Aufenthalt daselbst unter Anderem: Mehrere Künstler und Kunstfreunde gaben ihm ein Souper, welches durch nationalen Contrast der Debatten des agiliten Italieners (Pantaleoni), der sich gründlich vertheidigenden Spanierin (der Tänzerin Lola Montez, in deren Gesellschaft Herr Liszt sich hier viel zeigte) und des nicht immer zögernden Deutschen ein äußerst interessantes war und dem großen Künstler ein freundliches Andenken an Dresden verschaffen wird.

18.

Druck von Philipp Reclam jun.  
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.